

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 83. Bromberg, den 9. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(24. Fortsetzung.)

„Habe ich's nicht gesagt: Nie kommt es aus, nie", tönte eine schrille Weiberstimme aus dem Haufen. „Auf der Brust liegend haben sie die Leiche gefunden."

Da stand der Jacki still, der inmitten eines Haufens von Männern ging. „Welche redet wieder so daher?" sagte er. Die Stimme klang ihm rauh und voll tief aus dem Innersten heraufgeholten Grolls. Mit den schweren Armen schaffte er sich unwillkürlich Raum, sein ganzes knochiges Gesicht war rot vor Entrüstung. „Und wenn sie sie jetzt auch wieder freigesprochen haben", sagte er, „sie sind es doch gewesen, die vom Rottal."

„Sicher! Und sicher!" murrten ihm die Nächststehenden nach. Langsam hoben sie an, weiterzugehen. Über ihnen erblickten sie jetzt die Clari-Marie.

„Wenn s i e nicht hätte wollen — die Clari-Marie —" murmelte einer vom Rat.

„Ihr Zeugnis hat es diesmal nicht getan", widersprach der Präses, und erklärte: „Aus Mangel an Beweisen sind sie freigesprochen, der Furrer und Trini. Beweisen hat man ihnen nichts können! Gewesen sein können sie es doch! Darum haben sie auch keine Entschädigung zugesprochen erhalten!"

„Aber den „Lätz" entschädigen sie", warf einer ein, dem die Mißgunst aus den Augen sah.

„Und recht ist es", fuhr der Jacki aus einem schweren Schweigen auf. „Den hätten sie nicht einstecken sollen, den Halbnarr! Das hätte ich ihnen gleich sagen können, daß es der nicht ist!"

Darauf begann sich eine Gruppe darum zu streiten, ob der „Lätz" verdächtig gewesen sei oder nicht. Zwei waren darunter, die ehemals geschrien hatten: „Natürlich kann er's sein, der Halbheide!" Jetzt gaben sie klein bei; über kurzem waren sie mit den andern einig: „Die vom Rottal mußten die Schuld haben, keiner sonst!"

So hatte während der Verhandlungen der Wind sich gedreht. Keiner war mehr, der widersprach: Die vom Rottal mußten es gewesen sein! An der Meinungsänderung mochte der Jacki schuld sein mit seinem: „Hätten sie sie das erstemal im Zuchthaus behalten, so lebte er noch, mein Bub!"

Den Jacki sahen sie jetzt plötzlich große Schritte machen. Er schritt aus den Reihen der übrigen heraus und stampfte mit einer Art Hast fürbaß, bis er die Clari-Marie erreichte, die noch eine Straßenwindung vor dem nachstolpernden Volk voraushatte. Sie sah sich um, als er herankam. Er trat ohne einen Gruß neben sie und hielt mit ihr Schritt; nicht wie ehemals rückte er den Hut. „Dir kann ich nicht danken, Clari-Marie", sagte er mit immer demselben Groll in der Stimme, nur daß jetzt, wo er leiser sprach, es fast ächzend klang.

„Warum?" fragte sie und sah ihn ruhig an; ihr Gesicht war gelb, und ihre Augen hatten Ringe. Dem Jacki zuckte es in den Zügen. Er schluckte mächtig. Der Gedanke an seinen einzigen Buben, der tot war, mochte ihn just schmerzhaft stechen. „Weißt", preßte er heraus, „du bist auch mit schuld, daß er tot ist, der Bub."

„So?" fragte sie, beugte den Kopf und ging weiter; sie war wie eine, die geschlagen worden ist und Schlag um Schlag ruhig hinnimmt, den Schmerz verbeißend.

„Hättest ihnen nicht geholfen, denen vom Rottal, das erstemal", brach der Jacki heraus, „so lebte er jetzt noch, der Werner."

Sie waren langsamer gegangen. Jetzt kamen die andern über sie; die hatten die letzten Worte noch aufgefangen. Auf einmal war es, daß die Clari-Marie und der Jacki wie unter der Bewachung der andern schritten. Vorn, zuseiten und hinten gingen die vom Isengrund. Im Weiterschreiten fuhr da und dort eine kurze Bemerkung auf, plötzlich, wie Flammenzungen aus schwarzem Meiler zucken.

„Sie sind es doch gewesen, die vom Rottal, Clari-Marie."

„Schon lang hätte man sich darauf besinnen können. Ein roher Mensch ist er immer gewesen, der Furrer!"

„Wie er nur manchmal mit dem Vieh umgegangen ist."

„Und der Geiz! Verhungert fast sind sie vor Geiz."

Immer wieder kam ein Wort, immer wieder. Die Clari-Marie schwieg jetzt fast ganz.

„Ja — ja — redet jetzt — so", sagte sie nur einmal, die harten Lippen teilten sich kaum zu dem herben Hohnwort. Und dennoch fühlte sie die Worte der andern gleich Marterzangen. Es würgte sie etwas, daß sie sagen wollte: „Sie sind es nicht gewesen, fromm sind sie gewesen, ihrer Lebtag, der Schwager und die Schwester." Aber sie brachte das Wort nicht heraus. Zum erstenmal war ihr, als sei es keine Verteidigung. Und je weiter die andern sprachen und der Jacki mit seiner dumpfen Stimme Vorwurf auf Vorwurf häufte, war ihr, als rissen sie vor ihren Augen etwas nieder und rissen sie etwas von ihr weg! Die vom Rottal, die frommen zwei, an die sie geglaubt hatte und — und an die sie — nicht — nicht mehr glaubte, obwohl das Gericht sie freigesprochen hatte, die gingen ihr verloren!

Langsam kamen sie höher hinauf, immer hörte die Clari-Marie noch die Reden der Bauern und ihrer Weiber, kurz, schwerfällig und hart wie ihre Schritte, bald hier, bald dort, bald hinten, bald vorn. Im Dorfe erst zerteilte sich die Schar; Haus um Haus bröckelten einer, zwei und mehr hinweg.

Die Clari-Marie war als eine der ersten aus der Schar getreten und ohne zu grüßen gegen ihr Haus hinaufgestiegen. Die meisten gingen so hinweg, ohne zu grüßen; sie hatten alle die Gedanken noch an dem hängen, was vor Gericht geschehen war.

Das hing von da an wie eine Wolke über dem Isengrund, daß die zwei Morde ungesühnt blieben. „Auf den Gesichtern haben sie gelegen, die Toten", flüsterten die Abergläubischen, „alleweil haben wir es gesagt, daß es nicht rauskommen wird." Dann ging wieder stürmisch wie ein durch die Dorfgasse fegender Windstoß das Gerede: „Die vom Rottal sind es gewesen, sicher kein andrer!" Und dann kam

furchtsam und doch wieder bedeutsam von einem und dem andern Mund ein: „Man weiß es nicht!“

Die Furrerschen wagten nicht, nach dem Isengrund zurückzukommen. Bei Verwandten im Schwyzerbiet drüben wohnten sie, hieß es. Freilich ein paar, wie der alte Jacki, waren im Isengrund, die vielleicht in der Gasse gestanden haben würden, wenn die vom Rottal zurückgekommen wären, und die vielleicht, finster blickend, ein schweres Wort gesagt haben würden: „Selber strafen wir, wenn die vom Gericht keine Gerechtigkeit wissen!“

Der Lätz kam heim, der freilich. Er lachte nicht, als er ins Dorf trat. Keine Laune zu singen oder närrisch zu tun kam ihn an, als er zwischen den Häusern hindurchschritt und in den Rothornweg einbog. Seine Lippen saßen fest aufeinander, und er sah mit ernsten Augen um sich; fast schien es, als wäre sein Blick feucht; er hatte etwas Ehrwürdiges an sich, der alte, zerlumpte Mann, und daneben, wenn da und dort einer ihm begegnete, stand es wie eine Frage in seinem Gesicht: „Was wird das Nächste sein, ihr da im Dorf, das ihr mir antut?“

Die Clari-Marie sah aus der Tür ihrer Werkstatt, als er vorbeiging. Ihre Blicke trafen sich flüchtig; dann wandte die Truttmannin das Gesicht. Sie wußte, daß der fast einen Sieg davongetragen hatte, der Kehle-Gisler. Entschädigt hatten sie den noch! Aber — und ihr Mund wurde schmal in einem Ausdruck der Mißachtung — das blieb er doch, was er war, ein Halbheide, einer, der — der —. Und so wohl konnte er der Tat fähig sein, wie die zwei andern, der Schwager und die Schwester, auf die sie alle Schuld warfen!

Die Clari-Marie, während der Kehle-Gisler vorüberstieg, hatte keinen Gedanken, daß sie ihm unrecht getan haben könnte!

*

Wie eine Wolke hing es über dem Isengrund. Zwei Morde waren geschehen, und den Täter kannte keiner, keiner mit Sicherheit. Es war, wie wenn es im Dorfe immer gewitterig wäre, schwül, keine freie Luft mehr.

„Herrgott, Herrgott“, seufzte der Huber, der Löwenwirt, und schwitzte. Tag um Tag verminderte sich die Zahl seiner Gäste, und die leer gewordenen Stuben wollten sich nicht mehr füllen. Zu dem verdrehten Volk da oben will keiner mehr hinauf, hieß es im Tal. Es schien so. So plötzlich, wie sie das neu entdeckte Bergtal bevölkert hatten, blieben die Fremden weg. Mitten im Sommer stand der große Gasthof plötzlich leer.

„Wißt ihr? Jetzt ist keiner mehr da, im Löwen“, raunte es durchs Dorf. Der Huber reiste ins Tal, um neue Gäste zu werben, seine Geschäftsempfehlung stand in allen Zeitungen. Es nützte nicht viel. Ein paar Menschen kamen wohl. Nach ein paar Tagen gingen sie wieder. Zum Sterben still sei es da oben. Da blieben sie nicht! So kam kein Leben mehr in die Sache.

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen“, sagte Huber, als er sah, daß es mit seinem Geschäft nichts mehr werden wollte. Er machte ein trübes Gesicht dazu. Zu Jaun, dem Doktor, mit dem er gut stand, ließ er sich vernehmen: „Wenn's nicht will, das nächste Jahr, zu lange mühe ich mich da oben nicht ab, und alles will ich nicht aufs Spiel setzen.“

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen“, sprachen die vom Isengrund ihm nach. Aber zufrieden waren auch sie nicht. Nur die Clari-Marie hörten ein paar Weiber äußern: „Laßt sie wieder fort, den Huber und seine Fremden! Wäre es immer still gewesen im Dorf und wir eigner Meister wie sonst, es wäre nie so unfriedlich geworden, wie es jetzt ist!“

„Ja, ja“, stimmten jene Weiber bei. Aber eine Anzahl derer, die vom Löwen Verdienst hatten, fuhren auf. „Was? Schweigen soll sie, die Clari-Marie! Mitgeholfen hat sie, dem Löwenwirt Steine in den Weg zu legen. Mitgeholfen hat sie, wenn wieder die Armut Trumpf ist im Isengrund!“

Allmählich kam der Winter, der die große Stille brachte, die nicht ungewohnt war, und gegen die sich keiner auflehnte.

Als der erste schwere Schneefall über das Tal gegangen war, stand der zitterige Töni, der Schreiner, eines frühen Morgens in der Wohnstube der Clari-Marie, hielt sich an einem Stuhle fest und war fahl im zusammengeschnurrten Gesicht. „Beim Eid, Frau“, sagte er mit unsicherer Stimme zur Clari-Marie, die mit ihm beim Morgenbrot gesessen hatte, „heute kann ich nicht hinüber in die Werkstatt, in den Knien habe ich es so und im Kopf, ganz wirr ist mir.“ Dabei schob er den uralten Filz vom Kopf, als ob ihm heiß sei.

„Es wird der Übergang sein“, sagte die Clari-Marie, „weil es Winter wird jetzt. Setz dich an den Ofen oder geh wieder ins Bett. Es wird schon besser werden bis morgen.“ Aber als ihr Blick bei den Worten zufällig den Alten streifte, wunderte sie sich schier. Sie hatte noch nie beobachtet, daß dem Töni sein Haar schon so weiß war wie der Schnee, der jetzt in die Fenster leuchtete.

Der Alte saß nachher den ganzen Tag fröstelnd am Ofen. Am Abend — er war immer ein Frommer gewesen — meinte er zur Clari-Marie: „Mit dem Pfarrer möchte ich reden einmal; es ist mir doch nicht so recht.“

Die Clari-Marie horchte auf, sah ihn scharf an und erschrak. Der Töni war manchmal ein Brummiger gewesen, hatte auch ein paarmal, früher besonders, vom Fortgehen gesprochen, aber er gehörte doch fest zum Haus; und nun war es, als sei er auf der Abreise, auf einer langen, die keinen Rückweg hatte. Die Clari-Marie sah scharf, Zeichen standen in des Tönis Gesicht!

„Geh, hol den Pfarrer“, befahl sie der Severina draußen im Hausflur. Der Pfarrer betrat ihr Haus sonst nicht mehr, weil er wußte, daß er nicht willkommen war. Mochte er heute kommen!

Als er nach einer Stunde kam, ließ sich die Clari-Marie nicht sehen. „Für den Töni kommt er, nicht zu mir“, sagte sie zur Severina, als diese zu rufen kam. Der Töni war inzwischen vom Ofenstuhl weg und ins Bett gekrochen. Sein klein gewordener Kopf sah wie ein Puppenschädel aus den buntbezogenen Kissen. „Ihr hättet das heilige Öl mitbringen sollen, Pfarrherr“, stammelte er, als der Hochwürdige zu ihm trat.

So kam der Pfarrherr nach einer Stunde noch einmal zurück, im Ornat diesmal und mit dem Sigristen zusammen, der ihm das Rauchfaß trug. Wieder war die Clari-Marie nicht da, obwohl sie bis kurz vorher an des Tönis Bett gesessen hatte. Die schlanke Severina stand dem Pfarrherrn Rede.

Der Töni war schläfrig, so schläfrig, daß er unsäglich mühsam die Augendeckel aufriß, als der Pfarrherr eintrat, wie im Traum nachstammelte, was der ihm vorbetete, und über dem Stammeln selber einschlief.

„Nur Schlaf hat er“, sagte der Pfarrherr nachher im Weggehen zur Severina, „am Sterben ist er noch lange nicht, wenn ich recht sehe.“

Die Clari-Marie wußte es anders. Die stand in der Werkstatt und wählte schöne weiße Breiter aus und maß und kerbte ein und legte sich Werkzeug zurecht. Als der Pfarrherr fort war, ging sie zum Töni zurück. Der lag und schlief und atmete so leis wie ein Neugeborenes.

Als Schlafensstunde war, hieß die Clari-Marie die Severina sich legen. Sie selber ging mit langsamer Geschäftstüchtigkeit im Hause herum; jeder Gang endete in des Tönis Kammer. Bis über Mitternacht hinaus war darin, wenn einer scharf lauschte, der Kinderatem des alten Menschen zu hören. Als der neue Tag begonnen hatte, war das kleine Auf und Ab des Atems still.

Die Clari-Marie kam wieder durch die Türe herein, gerade hin zum Bett. Sie lauschte nicht, sie sah nur das weiße, spitze Alteleutgesicht an und fuhr zweimal über des Tönis Augen. Dann ging sie hinüber nach der Werkstatt. Was sie da tat, schien ihr wie das erste Pflichtgebot, schien ihr der fürnehmste Liebesdienst, den sie dem alten Knecht schuldete. Sie begann den Sarg zu zimmern.

Und da, während die Säge pfeifend ins Holz schnitt, schnitt ihr selber etwas ins Herz: „Der auch ist weniger, Clari-Marie, der auch noch!“ Und plötzlich mußte sie die Arbeit lassen und ins Haus hinüber gehen und in die Kammer der Severina hinein. Dort stand die hartsinnige Frau an der Tür, durch die sie leise eingetreten war, und sah die schlafende Severina an und zwang sich, still zu sein und stehen zu bleiben, obwohl eine Gier sie hinriß ans Bett, daß sie sich darüberwerfe und der dort, dem Kind, dem letzten im Hause, sage: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht in mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!“

Sein ganzes Leben hindurch hatte der Töni nicht in einem so schönen Hause gewohnt, wie das war, in dem er die letzte Reise tat. Die Clari-Marie hatte es ganz allein gezimmert, es weiß ausgeschlagen und ein weißes Kissen hineingelegt.

Sie verstand das Handwerk; ohne Gesellen wurde sie fertig, und dieselben Hände, die das Haus genau gefügt, daß Brett an Brett sich scharf und glatt legte, faßten den Toten sicher mit knappem Griff und betteten ihn ein. Es fielen keine Tränen in den Sarg, kein rührsames Jammern war an des Alten Leiche, aber das aufrechte Weib, das ihm die letzten Wohltaten tat, hatte in all seinem kurzen, entschlossenen Wesen eine Art Feierlichkeit, so daß dem Töni Ehre geschah, wie kaum je einem im Isengrund geschehen war. Zur Stunde, da der fertige Sarg aus der Werkstatt in die Stube hinüber genommen wurde, schloß die Clari-Marie die Werkstattüre ab und verwahrte den Schlüssel in ihrer Schlafstube. Einen Buben, der wenige Tage nach des Tönis Begräbnis ihr Arbeit brachte, wies sie an den Zurfluh-Felix, den jungen Schreiner, der seit einem Jahre im Dorfe saß. „Ich lasse es gelten jetzt, mit der Schreinerei."

(Fortsetzung folgt)

„Versicherung gegen Diebstahl."

Es war ein teurer, amerikanischer Wagen. Und er stand schon eine Stunde auf der Straße.

Als es dämmerig wurde, ging Jon um den Wagen herum. Als es dunkel war, setzte er sich hinein, hantierte mit Schlüsseln und Drähten. Und gerade, als in dem Garten, vor dem das Auto stand, Licht aufflammte, sprang der Motor an. und der Wagen sauste dahin.

Der Herr, dem der Wagen gehörte, sah hinter ihm her. Dann ging er ans Telephon. — —

Drei Stunden später wurde Jon an der holländischen Grenze verhaftet. „Oh", sagte er, „ich bin kein Dieb; es handelt sich um ein Experiment."

Die Gendarmen lächelten.

„Telephonieren Sie dem Besitzer des Wagens", sagte Jon, „daß ich ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Und ob er sich vielleicht hierher bemühen wolle."

Ein Gendarm telephonierte. Und am nächsten Morgen war der Besitzer da.

„Es handelt sich", sagte Jon, „nicht um ein Verbrechen, sondern um die Feststellung, ob Polizei und Grenzkontrolle und schließlich auch; ob die Sicherheitsschlüssel der Automobile funktionieren."

Der Besitzer zuckte ungläubig die Achsel.

„Meine Angaben sind zu beweisen", fuhr Jon fort. „Wir werden jetzt den Notar Liebmilch anrufen . . ."

„Den kenne ich", nickte der Herr.

„Und werden ihn bitten, einen Brief zu öffnen und Ihnen vorzulesen, den ich vorgestern unter einem Stichwort bei ihm deponiert habe."

Der Herr rief den Notar Liebmilch an. Jon sprach mit ihm, nannte ihm das Stichwort. Und der Notar las folgenden Brief vor:

„Ich werde in den nächsten Tagen ein Automobil stehlen und versuchen, über die Grenze zu entkommen. Ich versichere hierdurch, daß ich den Wagen seinem Besitzer unter Erstattung der Unkosten wieder zustellen werde. Es handelt sich nur darum, das Arbeiten der Polizei, besonders an der Grenze, zu kontrollieren. Die Ergebnisse dieses Experiments, dem andere folgen werden, sollen in der Presse veröffentlicht werden. Ich lege diese Erklärung bei einem Notar nieder, um mich vor dem eventuellen Verdacht, ein Dieb zu sein, zu schützen."

„Nun?" fragte Jon.

„Das genügt", nickte der Besitzer.

Die Gendarmen wurden informiert. Jon und der Besitzer verließen die Polizeistation.

Da stand vor dem holländischen Zollgebäude, schon jenseits der Grenze, ein großer deutscher Achtzylinder. Sie zeigten dem Beamten ihre Pässe, gingen auf den Wagen zu und Jon setzte sich sofort auf den Führersitz.

„Fabelhaft", lachte der Herr. „Wenn man Sie also an der Grenze nicht erwischt hätte, würden Sie jetzt in **meinem** Wagen nach Holland fahren."

„Jawohl", sagte Jon, während der Achtzylinder sich schon in Bewegung setzte. „Und was meinen Brief beim Notar angeht: Der wäre dann nie geöffnet worden!"

Hans Riebau.

Vom Mississippi zum Bosporus

Tanzmädel und Zuckerkönig. — Der goldene Käfig am Goldenen Horn. — Ein Wiedersehen am Stillen Ozean.
Von Wilhelm Ackermann.

Wenn sich die kleine Sidi auf der väterlichen Farm in Kansas an den Geschichten aus 1001 Nacht mit den Schilderungen der Wunderwelt des Orients berauschte, ließ sie sich nicht träumen, daß sie auch einmal für kurze Zeit die Rolle einer Märchenprinzessin zu spielen berufen sei. Noch weniger aber hätte sie es wohl für möglich gehalten, daß sie dann freiwillig auf all den Glanz und die Pracht, welche die Frauen orientalischer Fürsten und Prinzen umgeben, Verzicht leisten würde, und zwar nur deshalb, weil sie als freies amerikanisches Mädel die Gebundenheit und Enge, welche die Stellung einer türkischen Frau mit sich bringt, nicht zu ertragen vermochte.

Das Schicksal hatte die kleine Sidi Wirt für einen nicht alltäglichen Lebenslauf bestimmt. Schon früh heiratete sie, aus reiner Liebe, einen Journalisten, der zwar arm wie eine Kirchenmaus war, bei dem Sidi jedo stark entwickelte literarische Talente vermutete. Leider stellte sich bald heraus, daß der junge Gatte mit geistigen Gütern nicht gesegneter war als mit irdischen. Da erlosch denn Sidis Liebe sehr bald; schon drei Monate nach der Hochzeit fand die Scheidung statt.

Nach Hause auf die väterliche Farm zurückkehren mochte Sidi nicht. Sie machte sich selbständig und ging nach Chicago, wo sie als Kabarettkünstlerin in einem Nachtlokal auftrat. Hier machte sie nach kurzer Zeit die Bekanntschaft des millionenschweren Zuckerkönigs Spreckels, der an dem munteren Wesen der jungen Tänzerin Gefallen fand und ihr sein Herz, seine Hand und seine Millionen antrug. Sidi zögerte nicht, das vorteilhafte Angebot anzunehmen; wenige Wochen später befand sie sich als Frau Spreckels auf der Hochzeitsreise nach Europa.

Das Glück dauerte immerhin vier Jahre, die das junge Paar in England verlebte. Da spürte Sidi aber den Drang nach Abwechselung in sich, sie fühlte sich von ihrem Manne schlecht behandelt und leitete gegen ihn die Scheidung ein. Der Erfolg der Klage schien zweifelhaft, aber Spreckels war Kavalier und segnete noch während des Prozesses das Zeitliche. Als trauernde Witwe, deren Schmerz durch die Millionen ihres verstorbenen Gatten etwas gemildert wurde, kehrte Sidi in die alte Heimat zurück.

Jetzt tauchte in ihrer Erinnerung der Märchentraum ihrer Jugend wieder auf, und die junge Witwe beschloß, den zauberhaften Orient aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ihre Mittel gestatteten ihr ja die Erfüllung jedes Wunsches. Sidi siedelte nach Konstantinopel über, wo die schöne, schwerreiche Amerikanerin in der Gesellschaft bald Aufsehen erregte und schnell eine führende Rolle spielen konnte. Die europäische Kolonie wie auch die türkische Aristokratie betrachteten es als einen Vorzug, in der prächtigen Villa der Frau Spreckels in Pera empfangen zu werden. Schon nach wenigen Monaten war ein Enkel des letzten Sultans, Prinz Suad Tschakir, von dem Liebreiz der schönen Witwe so gefesselt, daß er der um 15 Jahre älteren Frau einen Antrag machte, der auch ohne Bedenken angenommen wurde.

Die Hochzeit fand statt, und das junge Paar verlebte einige Wochen ungetrübten Glückes in Ägypten und Arabien; dann kehrte es nach Konstantinopel zurück. wo in dem Marmorpalaste des Prinzen am Bosporus mit den herrlichen Gärten und erlesenen Kunstschätzen ein wahres Märchenleben begann, ganz, wie es sich einst die kleine Sidi auf der Weizenfarm im fernen Kansas geträumt hatte.

Aber jeder Märchentraum nimmt ein Ende, und diesem ging es nicht anders. Trotz seiner europäischen Erziehung war Prinz Suad doch Mohammedaner geblieben, vor allem in seiner Stellung seiner Frau gegenüber. Diese wurde

nach orientalischer Sitte wie eine Gefangene gehalten, und es gewährte ihr nur einen schwachen Trost, daß ihr Gefängnis ein herrlicher Marmorbau war. Sie kam fast nie an die Öffentlichkeit, denn der Prinz wünschte nicht, daß seine Gattin mit anderen Männern zusammenträfe. Nur wenn jener auf einer seiner häufigen Dienstreisen abwesend war, fand sich Gelegenheit, die früheren Bekannten zu sehen.

Das zurückgezogene Leben war nun aber gar nicht nach dem Geschmack der von einem stark ausgeprägten Unabhängigkeits- und Selbständigkeitsgefühl beseelten Prinzessin. Zunächst fügte sie sich, dann begann sie, als der Prinz wieder einmal nach Angora reisen mußte, ein Techtelmechtel mit dem Prinzen Tschewekiar, der sie fast das Leben gekostet hätte. Auf einem abendlichen gemeinsamen Spaziergange wurde das Paar plötzlich von der Gattin des Prinzen — übrigens der ersten Frau des Königs Fuad von Ägypten — überrascht, die durch ihre Begleiter die beiden aus der Welt schaffen lassen wollte. Der Anschlag mißlang, aber die Folge waren zwei Scheidungsprozesse: Prinzessin Tschewekiar klagte gegen ihren treulosen Gatten, die treulose Sidi Suad Tschikar gegen den abwesenden Gemahl mit der Beschuldigung der Freiheitsberaubung. Der erste Prozeß wurde schnell entschieden, bei dem anderen gab es aber zahllose Schwierigkeiten seitens der türkischen Behörden, die von ihrem orientalischen Standpunkte aus in dem Verhalten des Prinzen nichts Tadelnswertes erblicken konnten. Schließlich gelang es der Prinzessin, nach San Franzisko zu entkommen. Der Erste, der ihr hier entgegentrat, war niemand anders als — Prinz Suad selbst, der ihr um die andere Hälfte der Erde herum entgegengefahren war, um die trotz allem Geliebte zur Rückkehr in den goldenen Käfig am Bosporus zu überreden.

Aber Prinzessin Sidi hatte genug von Marmorpalästen, Zaubergärten und orientalischen Schätzen; sie wollte ihre Freiheit wieder haben. Prinz Suad kehrte unverrichteter Sache allein nach Konstantinopel zurück. Vor kurzem trennte das Gericht in Reno in Nevada seine Ehe mit der ehemaligen Farmerstochter: Sidi Wirt kann im Besitze ihrer Millionen wieder auf Abenteuer ausgehen und sich einen neuen Gatten suchen. Zeitungsmann — Zuckerkönig — orientalischer Prinz. Was wird der Vierte sein?

Eheallerlei.

Heiteres von **Jo Hanns Rösler.**

„Meine Ehe ist ausgezeichnet“, freut sich Flamm.

„Streitet ihr euch nie?“

„Doch. Aber wir sind sofort wieder gut.“

„Wie kommt das?“

„Ganz einfach: wenn meine Frau einmal wütend wird, wirft sie mit der Kohlenschaufel nach mir. Trifft sie mich, lacht sie — trifft sie mich nicht, lache ich.“

*

Tilly hat geheiratet.

Vor einer Woche.

Gestern kommt sie ganz aufgelöst nach Hause: „Ach, Mutter, ich bin so unglücklich!“

„Warum denn?“

„Denke dir nur, mein Mann hat gesagt, von hundert Frauen gibt es kaum eine Frau, die so schön sei wie ich.“

„Aber das ist doch kein Grund zum Weinen?“

„Doch. Vor der Hochzeit hat er gesagt: tausend.

*

Busse fährt nach Paris.

Berta Busse packt ihm die Koffer.

„Ich werde dir etwas von der Reise mitbringen“, verabschiedet sich Busse.

„Ich weiß schon, was es sein wird.“

„Was denn?“

„Wie immer: deine schmutzigen Kragen und Hemden zum Waschen.“

*

„Der Arzt hat meiner Frau verboten zu kochen.“

„Ist sie krank?“

„Nein. Ich.“

*

„Du hast dich verheiratet?“

„Ja. Das Wirtshausessen hat mir nicht mehr geschmeckt.“

„Und jetzt?“

„Jetzt schmeckt es mir wieder.“

*

„Wenn ich einmal tot bin“, schimpft die Reibeisen mit ihrem Mann, „wirst du lange suchen können, bis du wieder so eine Frau wie mich findest.“

Brummt der Mann: „Wer sagt schon, daß ich wieder so eine Frau wie dich suchen werde.“

*

„Ich leide furchtbar an Hysterie.“

„Seit wann haben Sie Hysterie?“

„Wieso ich? Meine Frau hat sie.“

*

Süffel hat schwer geladen. Schleicht heim.

„Um zwei Uhr nachts kommst du aus der Kneipe??“

Süffel versucht zu schwindeln: „Es ist doch erst elf Uhr.“

„Zwei ist es. Schwindele nicht. Sieh dir die Uhr an.“

Sagt Süffel traurig: „Ja, wenn man eine Frau hat, die der Uhr mehr glaubt, als dem eigenen Manne — —“



Bunte Chronik



* **Eigenartige Haustiere.** Kinder der Wildnis, Mungos, Meerkatzen, Lemuren und kleine Antilopen, oft sogar jung gefangene Leoparden gehören zu den Haustieren eines Bungalows. Alle diese Tiere sind leicht zu zähmen und werden ebenso anhänglich wie unsere Haustiere. So war ein zahmes Stachelschwein ein idealer Hausgenosse. Bei Nacht stöbert es durch das Haus, sehr zum Mißfallen der Ratten und Mäuse. Sobald das Tier aber ein ungewöhnliches Geräusch vernahm, stellte es sofort angriffslustig seine schwarzweißen Stacheln in die Höhe. Morgens beim Frühstück erschien auch prompt das Stachelschwein, um seinen Anteil in Gestalt einer Schüssel Milch und eingebrocktem Brot zu fordern. Es wedelte dann wie ein Hund mit dem Schwanze, wenn ihm die erste Portion nicht ausreichend für die Stillung seines Appetites erschien. Ein in den Tropen sehr wichtiger Hausgenosse ist der Mungo. Keine Schlange geht in ein Haus, sobald sie den eigenartigen, schrillen Pfiff des Mungs vernimmt, der entschlossen jedes Kriechtier anpackt und fast immer zur Strecke bringt. Auch dieses Tierchen wird sehr zahm. Seine Lieblingsnahrung ist Milch, Brot und gehacktes Fleisch, ganz besonders aber liebt es Eier. Ein sehr niedlicher Hausfreund ist auch der Baum-Lemur, das Busch-Baby, wie es die Eingeborenen nnnen, mit seinem aschgrauen, seidenweichen Pelze und seinem wolligen Schwanze. Seine Nahrung besteht aus Früchten, Brot und Milch, er hat aber leider eine beträchtliche Vorliebe für Cocktails und späht eifrig nach halbgeleerten Gläsern. Im Garten bieten die Klippspringer ein Bild von Schönheit und Grazie. Diese Antilopenart wird, wenn sie jung gefangen wird, sehr zahm, frißt Korn aus der Hand und stößt ihre Herrin mit dem Kopf an, wenn ihr Appetit noch nicht gestillt ist. Auch die dem Klippspringer ähnlichen kleineren Gazellenarten werden mit Vorliebe gehalten und sind sehr leicht zu zähmen. Bei kühler Witterung siedeln sie alle von selbst in einen für sie errichteten Schuppen über. Von den Vögeln wird vor allem der Pelikan viel gehalten, der, wenn er erst einmal richtig zahm geworden ist, auf Schritt und Tritt hinter seiner Herrin herwatschelt. Ein sehr schöner Vogel ist auch der goldbrüstige Kranich, ein prächtig gefiedertes Tier, etwa in der Größe eines Storches, der auch von einigen Eingeborenenstämmen im Kenyagebiete viel als Haustier gehalten wird. Selbst Chamäleons sind ohne Schwierigkeiten zu zähmen und werden recht anhänglich. Sie machen sich dadurch sehr nützlich, daß sie die Treibhäuser frei von Insekten halten. Im Winter, wenn diese Nahrung knapp wird, fressen sie sehr gern gehacktes Fleisch und Ameiseneier. Mit den Hunden und Katzen leben alle diese Tiere im besten Einvernehmen, sobald einmal die erste Scheu überwunden ist, und sie sich aneinander gewöhnt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.